



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jn Treue fest.

visorium herzustellen pflegt, sollen jedoch in absehbarer Zeit durch solide Stein- und Ziegelbauten ersetzt werden. Ueberall auf der Station war noch das von allen Himmelsgegenden zusammengeströmte Volk zugegen. Sobald irgendwo der „Morena“ an ihnen vorüberkam, knieten sie nieder und baten um den hl. Segen, den der hochw. Herr auch mit vieler Liebe und natürlicher Herablassung erteilte. Sogar den Kindern, welche die Mütter auf dem Rücken trugen, machte er ein Kreuzchen auf die Stirne, wodurch er sich die Herzen der beglückten Eltern im Sturme eroberte. Gegen abend traf aus dem im Basutoland gelegenen St. Gabriel, das etwa zehn Reitstunden von Mariazell entfernt ist, Rev. P. Derriennic O. M. J. ein. Er ist ein ehemaliger Mitschüler von Msgr. Delalle, und beide, die sich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatten, freuten sich nun herzlich über das unerwartete Wiedersehen. Im ganzen waren, da inzwischen auch die Missionäre von Hardenberg und M. Linden herbeigekommen waren, acht Priester um den geliebten Oberhirten versammelt, gewiß eine Seltenheit in einem von der großen Heerstraße so weit abgelegenen Missionsbezirke. Etwas Regen, der sich gegen abend einstellte, ließ uns schon für die Feier des kommenden Tages fürchten, doch siehe, am nächsten Morgen war mit Sonnenaufgang das deutlich schönste Wetter, und wiederum kamen die Schwarzen, Christen, Heiden und Ketzuhumenen, in Scharen herbei. Der Beginn der kirchlichen Feier war auf 9 Uhr festgesetzt worden. P. Notker, begleitet von einem Assistenten-Priester, einem Diakon und Subdiakon holte den hochw. Bischof, der seinerseits ebenfalls zwei Ehren-Diakone hatte, von seiner Wohnung in feierlicher Prozession ab und hielt sodann das levitierte Hochamt, welchem der Bischof von seinem Throne aus beiwohnte. Für eine solch außerordentliche Feier war der Raum in dem bescheidenen Kirchlein allerdings etwas beschränkt, doch die kundige Leitung des Zeremonienmeisters (Rev. P. Canifus) half über alle Schwierigkeiten hinweg. Auch die kleinen schwarzen Sänger machten ihre Sache wieder ganz prächtig, obwohl sie bei dem Reize der vielen schönen Zeremonien ihre Augen mehr beim Altar, als im Buche hatten. Nach dem Hochamt war Firmaung. Zuvor jedoch hielt der hochw. Herr Bischof eine begeisterte Ansprache, schilderte die großen Gnaden dieses hl. Sakramentes und ermunterte alle zur Aussdauer und Standhaftigkeit im hl. Glauben. Es waren Worte voll väterlicher Liebe, die er zu seinen teuren Kindern sprach. Dabei unterließ er es aber nicht, mit apostolischem Freimut auch manche Unsitte zu rügen, die sich da und dort als Rest des alten heidnischen Überglaubens noch geltend machen wollte. Der Bischof sprach englisch, das natürlich nur von den wenigsten verstanden wurde. P. Notker versäumte daher nicht, die Rede sofort in Sesuto zu übersetzen, was ihm nachher den speziellen Dank eines alten Weibleins eintrug. „Ach Vater,“ sagte sie, „wie froh war ich doch, als du uns alles in unserer Sprache so schön wiederholtest, was der große Morena mit seiner hohen Mütze und dem goldenen Stab in so feierlichem Ernst zu uns sprach.“ Die Ausspendung des hl. Sakramentes selbst vollzog sich in schönster Ordnung. Die Zahl der Firmlinge betrug, wenn ich nicht irre, gegen 180, und waren dabei alle Altersstufen vom 12jährigen Schulknaben bis zum hochbetagten Greise vertreten. Alle zeigten einen großen religiösen Ernst,

nur vor dem „Bacchustreich“ schienen sich einige der Jüngeren zu fürchten, wenigstens wollten sie gleich nach Salbung der Stirne hinwegeilen.

Inzwischen war es Mittag geworden. Für den Tisch hatten die schwarzen Neuchristen selbst geforgt; sie hatten nämlich für all die vielen, geladenen und ungeladenen Gäste Ziegen, Schafe, Truthühner und sogar einen Ochsen herbeigeschafft. Natürlich fehlte es auch nicht am nötigen Bithing, dem Nationalgericht der Basutos. Es ging übrigens alles recht ruhig und wohlgeordnet her. Auch eine Menge Protestanten, die ihrerseits wieder den verschiedensten Sektionen angehörten, hatten sich eingefunden und sprachen voll Bewunderung von der Schönheit und erhebenden Pracht des katholischen Gottesdienstes, mit dem sich der Irige bei weitem nicht messen könne. Bei solchen Anlässen fühlen sich immer viele zur alten Mutterkirche hingezogen. Im Laufe des Nachmittags traf noch ein verspäteter Gast ein, es war der alte, in ganz Afrika berühmte Chief u. Mhlonhlo. Er hatte zwei Tage reisen bis Mariazell und dennoch war er trotz seines Alters hierher gekommen, um in einer wichtigen Angelegenheit persönlich mit dem Bischof zu reden. Ein einziges Verlangen nämlich ist, in seinem Distrikt eine katholische Missionsstation zu bekommen. Schon oft und oft hatte er darum gebeten. Heute wurde ihm endlich die Bitte gewährt. Bei erster Gelegenheit wollen die Trappisten mit Zustimmung des hochw. Herrn Bischofs eine Mission dafelbst beginnen. Wer war nun glücklicher als der alte Chief! Mit Freuden gab er das Versprechen, alle seine Leute zum katholischen Glauben anhalten und selber mit einem guten Beispiel vorangehen zu wollen.

Nach dem Abendessen, als es schon dunkel geworden war, erschien vor dem Zimmer des hohen Gastes noch ein kleiner Fackelzug. Singend und tanzend kamen die munteren Jungen mit ihren buntfarbigen, meist selbst verfertigten Lampions daher und führten damit die verschiedensten Spiele und Reigens aus, was sich im Dunkel der Nacht ganz prächtig mache. Dazwischen wurde gesungen, gespielt, geturnt und getanzt. Die Knaben veranstalteten Kriegs- und Fechtspiele, mitten hin ein fielen vereinzelt Schüsse; ein Teil der losen Jungen stieß sofort mausot zu Boden, um ein paar Augenblicke darauf jauchzend wieder aufzuspringen und sich neuerdings am Kampfe zu beteiligen. Bischof Delalle hatte seine helle Freude an den muntern Burschen, einzelne, die ihre Sache besonders gut machten, wurden von ihm mit kleinen Geschenken, wie Medaillen usw. ausgezeichnet. Vielen Anklang fand auch das „Froschlied“; die Mädchen sangen dabei im höchsten Sopran, die Knaben antworteten mit unkräftigem Quack-Quack. Endlich zog sich mit den feierlichen Klängen des Ave-Glöckelns alles zur stillen Ruhe zurück. Am nächsten Morgen reiste der hochwürdigste Herr Bischof wieder ab, begleitet von den Gebeten und Segenswünschen seiner schwarzen Kinder, deren Herzen er durch seine Leutseligkeit und väterliche Herablassung für immer gewonnen. Uns allen aber wird dieser erste Besuch eines katholischen Bischofs in Marizell und die damit verbundene religiöse Feier unvergesslich bleiben für immer.

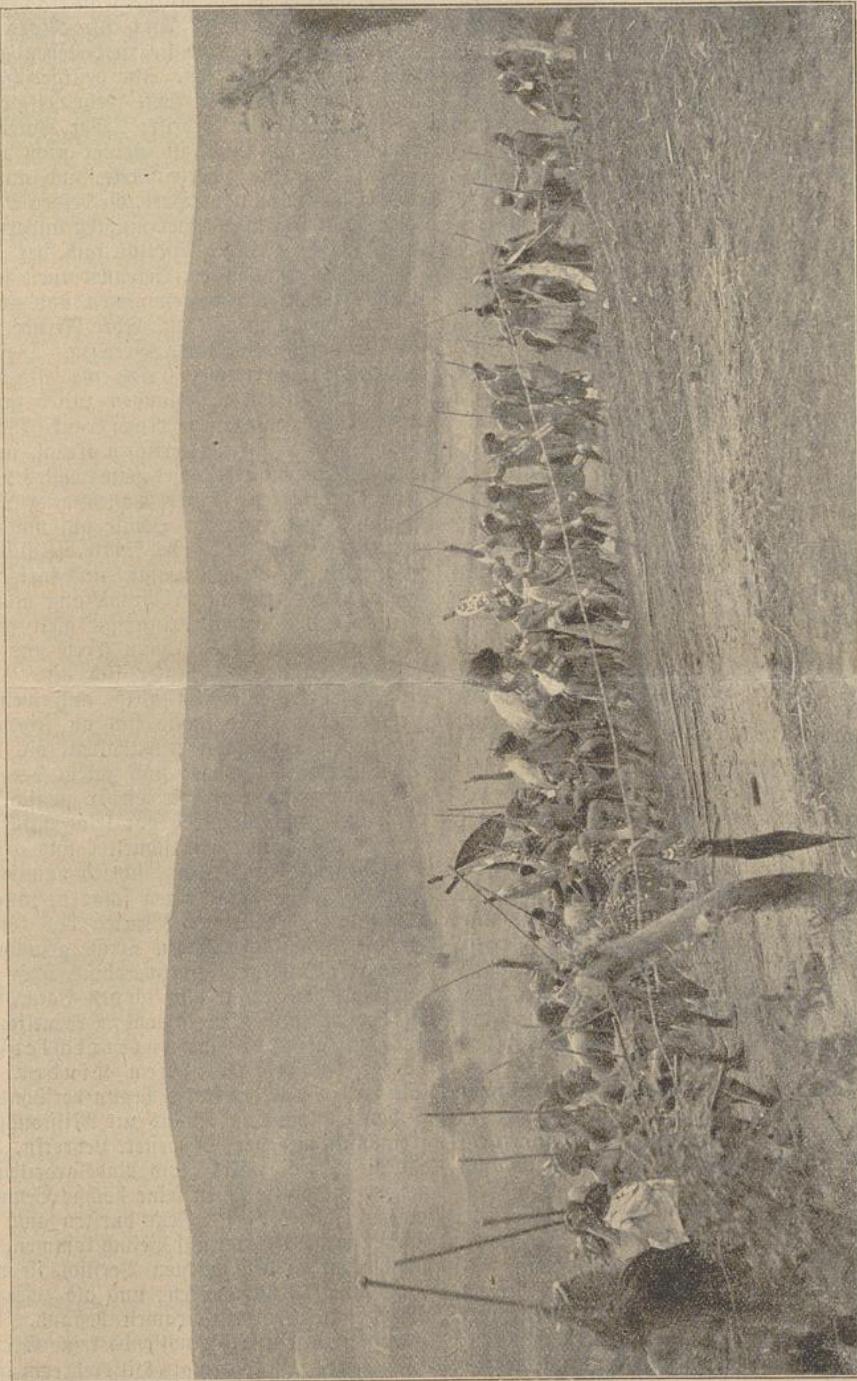
In Treue fest.

Bon Schw. Engelberta.

Ezenstockau. — William, ein schwarzer protestantischer Lehrer, brachte eines Tages — es war

im Jahre 1892 — alle seine Kinder in die hiesige Missionschule. Leider war seine Absicht keine reine. Er hatte sich nämlich mit dem Vorstande und andern hervorragenden Mitglieder seiner wesleyanischen Sekte

seine Knaben gesinnt. Sie waren stolz und aufgeklärt und sahen als Pastorenjöhne mit Verachtung auf ihre Mitschüler herab. Das frühe Aufstehen, viele Beten und strenge Arbeiten, das sie auf der Missionsstation



Kaffnritter Tanz.

verfeindet und schickte nun ihnen zum Troz seine Kinder in die katholische Schule. Vom einem Uebertritt zur katholischen Kirche wollte er aber weder für sich noch für seine Kinder etwas wissen; er war und blieb Protestant. Aehnlich wie der Vater, waren auch

vorfanden, behagte ihnen wenig, weshalb sie auch bald wieder zum Vater zurückkehrten. Besser waren die Mädchen; namentlich das älteste derselben, die etwa 14 jährige Mary, zeigte großen Ernst, lernte mit vielem Fleiß den Katechismus und war bald ganz

und gar katholisch gesinnt. So verging beinahe ein volles Jahr, da kam plötzlich William mit seinem Bruder Joachim und verlangte ungestüm die Herausgabe seiner Mädchen. Sie lernten hier bloß beten, singen und arbeiten, sagte er, er aber wolle, daß seine Söhne Prediger und seine Mädchen Lehrerinnen würden, um über das übrige Volk herrschen zu können. Es gab einer ziemlich heftigen Auftritt, dem später noch unzählige ähnlicher Art folgen sollten. Emma fiel sogleich ab und ging mit dem Vater. Mary, Fanny und Helena blieben fest und ließen sich um keinen Preis zur Rückkehr in die protestantische Schule bewegen. Ebenso mutig und entschieden zeigten sie sich, als der Vater ein zweites und drittes Mal wiederkehrte. Das viertemal gelang es William, die 13jährige Helena gewaltsam mitzuziehen, doch war es ihm namentlich um Mary, das beste und talentierteste aller seiner Kinder, zu tun. Doch gerade sie war am wenigsten zur Rückkehr bereit. Er ging neuerdings zur Missionsstation und begann diesmal zu weinen und zu jammern wie ein Kind. Das schnitt den guten Kindern tief ins Herz; sie hatten in ihrem ganzen Leben den Vater noch niemals weinen sehen. Fanny erlag diesem Sturm; sie ging hinaus, legte beschwichtigend ihren Arm in den des Vaters und sprach: „Weine nicht, Vater, ich gehe mit dir!“ Mary zitterte bei diesem Auftritt am ganzen Leib; gewaltig hämmerte und pochte es in ihrem jugendlichen Herzen, denn auch sie liebte ihren Vater, sowie Heimat und Geschwister sehr, doch höher noch stand ihr der katholische Glauben, den sie längst als den einzigen wahren erkannt hatte. „O Schwester“, rief sie der scheidenden Fanny nach, „was hast du getan! Was müßt dir die Liebe des Vaters, wenn du darob deine unsterbliche Seele verlierst?“ Kaum 14 Tage später kehrte Fanny reumütig zurück. Weinend warf sie sich um den Hals ihrer Schwester und bekannte: „Mary, ich bin nicht so brav wie du; aber von jetzt an bleibe ich für immer hier; wir wollen zusammen katholisch werden!“ Eine zeitlang trat nun Ruhe ein, dann aber ging der Sturm von neuem los, denn William wandte sich jetzt an die weltliche Behörde. Sowohl Mary wie unser P. Missionär mußten vor Gericht erscheinen. Als nun aber hier das Mädchen erklärte, es sei ihr freier Wille, in der Missionschule zu bleiben, und niemand zwinge sie, katholisch zu werden, sprach sich der Magistrat zu ihren Gunsten aus und verbot dem Vater, sie mit Gewalt heimzuholen. Man hätte denken sollen, damit habe die Sache definitiv ihren Abschluß gefunden, doch dem war keineswegs so. Nachdem die Männer ihr Spiel verloren sahen, setzten die Weiber ein. Kommt da eines Tages eine förmliche Prozession protestantischer Frauen und Mädchen nach Czestochau gezogen. Alle sind in Schwarz, die Farbe des Todes, gekleidet und beginnen nun, vor dem Schullokale sitzend, eine Trauerklage, welche den Klageweibern der Juden alle Ehre gemacht hätten. Esther, Judith, Sara, Josephe, und wie sie alle hießen, beweinten die verlorenen Töchter ihres Glaubens. Das Ganze trug den Stempel der Hencherei so offenkundig an der Stirne, daß es auf Mary und Fanny nicht den geringsten Eindruck machte. Doch, es sollte anders kommen. Die Mädchen sahen unter den weinenden Frauen und Kindern auch ihre Mütter, und deren Schmerz war aufrichtig und ungünstig. Ihre Tränen taten den zarten Kinderherzen bitter weh. Als sie aber gar anfing, in milden, wehmütigen Worten die Kinder zu bitten und zu beschwören,

Mitleid zu haben mit ihr, der armen trostlosen Mutter, und endlich heimzufahren, weil sie sonst die heimatliche Schwelle nicht mehr überschreiten durften und der Vater sie verlachen und immer von sich stoßen würde, da lehnte Fanny zitternd ihr Köpfchen an die Schulter der Schwester und brach zuletzt in krankhaftes Weinen und Schluchzen aus. Auch für Mary war dies die schwerste Prüfung, die sie zu bestehen hatte. Doch sie blieb auch diesmal fest. Ihr heiliger Glaube war ihr um keinen Preis der Welt mehr seil, denn sie dachte an das Wort der Schrift: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Matth. 10,37. An ihrer Seelenstärke fand auch die jüngere Schwester den nötigen Halt; die beiden Mädchen blieben hier, und die Klageweiber mußten unverrichteter Dinge nach Hause ziehen. Endlich kam der Tag, an dem die beiden standhaften Bekennnerinnen feierlich in die katholische Kirche aufgenommen und zum Tische des Herrn zugelassen wurden. Ihre Freude und ihr Jubel kannte buchstäblich keine Grenzen. Dieser eine Tag war ihnen überreicher Erfolg für alle die Opfer, die sie bisher ihrem hl. Glauben zulieb gebracht hatten.

Bald darauf wurde Mary frank. Die Kunde davon drang bis zu ihrem elterlichen Kraal, und neuerdings versuchte der Vater, dieses sein liebstes Kind zur Rückkehr zu bewegen. Eines Tages ging Mary als Rekonvaleszentin vor der Schule auf und ab. Niemand war in der Nähe, — da fühlte sie sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umfaßt und fortgeschleppt! Der greise Vater trug unter Ausbietung all seiner Kräfte seine Tochter davon. Anfangs hielt er sie wie ein Kind in beiden Armen, dann zerzte und schleifte er sie wie ein Stück Holz hinter sich her. Das bedrangte Mädchen rief laut um Hilfe und wehrte sich aus Leibeskräften. Sie suchte sich an jedem Grasbüschel und jedem Steinblock festzuhalten, bis endlich einige Schwestern und Kinder und zuletzt der P. Missionar selbst herbeikamen und sie wieder an sich rissen. Sollte denn das arme Mädchen gar keine Ruhe mehr bekommen? Doch, und zwar schneller und gründlicher, als man gedacht hatte. Mary schrieb nämlich nach diesem Vorfall ihrem Vater einen schönen, langen Brief, in dem sie in begeisterten Worten das Glück schilderte, das sie in der katholischen Kirche gefunden habe. Das geistreiche und auch kalligraphisch schön ausgestattete Schreiben überzeugte plötzlich den Vater, daß sein Kind in der Missionschule etwas Ordentliches gelernt habe, ja daß es besser unterrichtet sei als alle seine protestantischen Kinder. Von dieser Stunde an war der stolze Mann versöhnt. Völlig umgewandelt kam er abermals zur Missionsstation, sprach freundlich mit der Schwester Lehrerin, ließ sich von ihr die seinen Häkel- und Nadelarbeiten der Kinder zeigen und zollte ihnen seine höchste Bewunderung und vollste Zufriedenheit. Jetzt durften auch seine Kinder wieder in die Heimat auf Besuch kommen, und niemand machte fortan den leisesten Versuch, sie von der Missionschule zurückzuhalten; und als zwei Jahre später Mary ihr Lehrerin-Examen bestand, kannte seine Freude und sein Stolz vollends keine Grenzen mehr.

Seitdem ist Mary als Hilfslehrerin in der heimigen Mädchenschule tätig. Zeitweilige Krankheitsfälle hindern sie zwar manchmal an der Erfüllung ihres Berufes, doch jedesmal nimmt sie, sobald sie nur kann, die gewohnten Arbeiten wieder auf. Sie ist eben eine fromme, starkmütige Seele, voll Pflichttreue und Opferfreim. Ihr Grundsatz ist: „In Treue fest!“